

## Das Handwerk der Einbrecher.

### Der Schränker.

„Schränkstürzen“ oder Einbrechen ist eine Verbrecherarbeit, die viel Vorbereitung und große Mühe erfordert, nicht gefahrlos ist und dem „Schränker“, dem Einbrecher, falls er verhaftet wird, eine große Strafe einträgt. Als Stümper beginnt der Schränker, wenn er als Kommis mit dem Taschenmesser oder mit der Schere in unbewachten Augenblicken die Schreibtischlade seines Chefs aufsprengt, um sich einiges Geld anzueignen. Im Zuchthause lernt er dann die feineren Arten des Einbruches und als Meister, als Mitglied einer internationalen Verbindung endet er oft.

Viele freilich werden stets nur Stümper bleiben, die sich zeitlebens damit begnügen, Greislerläden und Tabaktrafiken zu erbrechen; die Meister werden sich Juwelensläden, Banken, die Wohnungen reicher Leute als Operationsfeld aussuchen. Der Anfänger macht nicht viel Vorbereitungen. Er versucht mit Gewalt in den verschlossenen Raum einzudringen. Geht es an der einen Stelle nicht, so versucht er es an einer anderen. Dadurch unterscheidet er sich vom Meister, der alles schon vorher ausgekundschaftet hat, alles ganz genau weiß, sich für alle Eventualitäten versichert hat. Er weiß ganz genau, an welcher Stelle er die Mauer durchbrechen muß,

wie dick sie ist, wie viel Zeit dazu erforderlich sein kann, welche Tür er aufschließen muß, und wenn sich ihm an dieser Stelle ein unerwartetes Hindernis entgegenstellt, wird er den Plan lieber ganz fallen lassen, als die Durchführung von einer anderen Seite zu versuchen.

Eine solche Meisterarbeit des „Handwerks“ ist gewöhnlich die Leistung von drei bis vier Personen. Lange bevor der Einbruch geschieht, erscheint der erste Komplize auf dem Tatort. Das ist der „Sasserer“, auch „Baldowerer“ genannt, dem die Aufgabe zufällt, alles zu „fassen“, auszukundschaften, was für den Schränker zur Verübung der Tat wissenswert erscheint. Als Bettler, als stellessuchender Kommis, unter der Maske eines Käufers, als Goldarbeitergehilfe oder unter ähnlichen harmlosen Vorwänden kommt er in den Juwelenladen, und während der Zeit seines Aufenthaltes beobachtet er unauffällig, wo die Kassa steht, wie die Fenster, wie die Auslagekästen verschlossen werden, ob das Schloß der Innentür fest, ob das Holz dick ist, wo sich ein Angriffspunkt für die Säge im Rollbalken bieten würde, ob der Fußboden aus Holz oder aus Stein ist und ob nicht vielleicht der Durchbruch vom Keller aus leichter durchführbar wäre, als durch die wohlverschlossene Tür. Diese Einzelheiten müssen ausgekundschaftet sein, bevor die eigentliche Arbeit beginnt.

Seine Wahrnehmungen berichtet der „Sasserer“ dann dem „Schränker“, und die beiden beraten gemeinsam, auf welche Weise der „Schrank zu stürzen“ sei. Eventuell wird noch ein dritter Komplize auf dem Tatorte erscheinen, die Mitteilungen des Sasserers überprüfen, möglicherweise ergänzen und, wenn es irgendwie angeht, Hindernisse aus dem Wege räumen, dort den Riegel einer Tür zurückschieben, hier das Schloß des Kellerfensters verderben, um das Verschließen unmöglich zu

machen. Ist alles vorbereitet, der Plan fertig, so suchen sich Sasserer und Schränker den Passer, bei welchem sie den Murer verpassen können. Der geübte Einbrecher wird stets vor verübter Tat seinen Passer gesichert haben. Dieser ist also der nächste Komplize im Bunde.

Dann geht es an die Tat selbst. Der Sasserer hat dabei nichts zu tun, er könnte auffallen, da er schon einmal im Hause gesehen wurde. Ein neuer Komplize, die „Mauer“, begleitet den Schränker auf den Tatort. Seine Aufgabe ist es, die Umgebung genau zu beobachten, die Annäherung eines Verdächtigen seinem Komplizen mitzuteilen, diesen zu warnen, wenn Gefahr im Verzuge ist, ihn zur Flucht oder zur bloßen Unterbrechung der Arbeit zu veranlassen. Nicht jeder, der sich dem Tatorte nähert, bedeutet direkt Gefahr, zwingt sofort, die Arbeit im Stiche zu lassen. Ist es ein Harmloser, so wird sich die „Mauer“ begnügen, ihn passieren zu lassen und seinen Komplizen durch ein verabredetes Zeichen zu benachrichtigen, die Arbeit einzustellen und wieder aufzunehmen, wenn der Passant vorüber ist. Erscheint der Mann bedenklicher, so muß ihn der, der die „Mauer“ macht, „meister“n. Er muß seine Aufmerksamkeit ablenken, muß es verhindern, daß der Passant die Stelle passiert, wo er vielleicht etwas Verdächtiges bemerken könnte, muß den Unbequemen eventuell veranlassen, die Gasse zu verlassen. Nicht nur harmlose Passanten, die bei ihrer nächtlichen Heimkehr den Schränker stören könnten, sondern auch Polizisten werden „gemeistert“.

Die „Mauer“ beginnt mit dem Fremden ein Gespräch und hält ihn dadurch auf. Oder er simuliert Trunkenheit, Epilepsie, verursacht einen Erzeß usw., um eventuell den Wachmann zu veranlassen, sich mit ihm zu befassen und sein Augenmerk auf ihn zu konzentrieren. Er heuchelt einen Anfall, um das Mitleid eines Passanten

zu erregen und dessen Hilfeleistung herauszufordern, er bittet den ihm helfenden Passanten, zur nächsten Wachtstube zu eilen und Hilfe zu requirieren, da er sich das Bein gebrochen habe und nicht aufstehen könne. Kehrt dann der mitleidige Passant mit Wachleuten zurück, so ist der angeblich Verunglückte verschwunden und mit ihm sein Genosse, der den Einbruch schon verübt hat. Frauen und Mädchen sind im „Meistern“ oft verblüffend geschickt. Geistesgegenwart, Scharfblick und Menschenkenntnis muß die „Mauer“ haben, wenn sie zu dieser Arbeit verwendbar sein soll, und eine alte, oft zitierte Gaunerregel sagt: „Im Meistern zeigt sich der Meister!“

Während die „Mauer“ auf Posten steht, „arbeitet“ der „Schränker“. Er bedient sich dabei seiner Werkzeuge, die je nach Größe und Gestalt „Tarteln“, „Klamoniß“, „Zadschabber“ usw. genannt werden. Je nach der Art des Einbruches bereitet sich der Schränker sein Werkzeug vor. Ist nur ein Fenster einzudrücken, so braucht er nichts als ein Stück Papier, das mit Pech, Kitt oder Schusterleim bestrichen ist. Das Brechen der Scheibe macht keinen Lärm, nur das Herunterfallen und Klirren der Scherben. Der Schränker legt deshalb das mit der klebrigen Substanz überstrichene Papier auf die Fensterscheibe und bringt durch einen starken Druck das Glas zum Springen. Den Ton wird er zur Vorsicht noch dadurch dämpfen, daß er ein wollenes Tuch über das Papier ausbreitet. Das Glas springt, die Scherben bleiben an der klebrigen Substanz des Papierees haften, ohne Geräusch ist das Eindrücken der Fensterscheibe gelungen und nun kann der Einbrecher leicht durch Umdrehen des Schiebers den Fensterflügel öffnen und in das Zimmer oder in den Geschäftsraum einsteigen. Im Innern arbeitet er dann ruhig, er weiß, daß sein Genosse auf der Straße „Schmiere steht“ und ihn im gefährlichen

Moment warnen wird, wenn ein „Aufstoß“ kommt, das heißt, wenn durch das Dazwischenkommen eines Unberufenen das Gelingen des Unternehmens gefährdet wird.

Ist beim Einbruch eine Mauer zu durchbrechen, Holz zu durchsägen, eine eiserne „einbruchsichere Kassa“ anzubohren, so rüstet sich der Schränker ganz anders aus. Die großen, internationalen Einbrecher setzen einen Stolz darein, nettes, reinliches, präzises Werkzeug zu haben, so wie etwa der Chirurg auf seinen Instrumentenkasten hält. Die Nachschlüssel und die Zentralsägen sind in möglichst kleinen Dimensionen gehalten, fein vernickelt und funktionieren mit äußerster Präzision. An der Uhrkette ist als Verlocke eine kleine Aneippzange angebracht. Ein elektrisches Taschenlicht, der schwere Spazierstock, der als Hebebaum und als Totschläger benützt werden kann, das Stemmeisen, welches dem Taschenmesser beigefügt ist, vervollständigen die Ausrüstung. Meist findet man bei Einbrechern auch dicke Wollstrümpfe, welche über den Schuhen angelegt werden, um das Geräusch der Tritte zu dämpfen.

Hat der Einbrecher sich entschlossen, vom Kellergewölbe aus in einen Geschäftsladen durchzubrechen, so läßt er sich, bevor das Haus und der Keller versperrt werden, darin einschließen. Er ist darüber gut orientiert, welche Kellerabteilung unterhalb des Verkaufsladens liegt. Das Vorhängeschloß, das die Holztür dieser Kellerabteilung abschließt, wird er ganz einfach „würgen“, das ist abdrehen. Er steckt seinen Spazierstock zwischen den Bügel des Vorhängeschlosses und dreht den Stock so lange herum, bis er den im Holz eingeschlagenen Stift des Schloßbügels aus dem Holze herausgezogen oder abgedreht hat.

Mit seiner Arbeit wartet der Schränker bis nach Mitternacht. Er weiß, daß sich dann der Verkehr in den Straßen verringert, die Passanten seltener, die Wach-

posten schläfriger werden. Eine Leiter, einige zusammen-  
gestellte Kisten, oder einige übereinandergelegte Kartoffel-  
säcke genügen ihm, um zur Decke des Kellers hinauf zu  
gelangen. Mit dem „Jadschabber“, dem kleinen Stemm-  
eisen, entfernt er den Mauerverputz, den zwischen den  
Ziegelsteinen als Kitt verwendeten Lehm. Den Spazier-  
stock verwendet er dann als „Krummkopf“, als schweres  
Brecheisen und Hebebaum, um den ersten Ziegelstein  
herauszubrechen. Vorsichtig legt er ihn zur Seite, um  
den Lärm des Herabfallens zu vermeiden. Der zweite  
und der dritte Ziegelstein folgen alsbald und das Ge-  
wölbe ist nach kurzer Zeit bis zu dem Holzboden des  
Geschäftslokales bloßgelegt.

Nun tritt der „Brunger“, der Zentralbohrer in  
Aktion. In das Holz werden Löcher gebohrt, eines neben  
dem anderen, meist in Kreisform aneinander gereiht.  
Mit einem scharfen Taschenmesser oder einer kleinen  
Säge wird das Holz zwischen den kleinen Löchern durch-  
schnitten, die „Passung“, Öffnung ist fertig, durch die der  
„Schränker“ in das Lokal schlüpft. Mit großer Sach-  
kenntnis wählt er sich hier das Wertvollste aus, schiebt  
Minderwertiges zur Seite. Sind die Preziosen in der Kassa  
verwahrt, so bohrt er diese an der Seite mit dem Zentral-  
bohrer ebenso an, wie er es beim Holz des Fußbodens getan  
hat. Ist die Beute gesichert, so verständigt er durch  
Pfeifen oder durch Schlagen an den Rollbalken seinen  
auf Schmiere stehenden Komplizen und kriecht dann  
wieder durch das Loch in den Keller zurück. Der Roll-  
balken wäre wohl leicht für ihn zu öffnen, das Blech zu  
durchschneiden und er könnte hier entkommen, doch dies  
ist nicht ganz gefahrlos und der Einbruch könnte vom  
patrouillierenden Wachmann sofort entdeckt werden. Der  
Schränker zieht es daher vor, sich im Keller zu verbergen  
und hier abzuwarten, bis das Haustor geöffnet ist. Dann

kann er leicht an dem noch schlaftrunkenen Hausbesorger vorbei entkommen. Ein anderer Weg für die Flucht bietet sich ihm auch noch während der Nacht durch das Kellerfenster, dessen Schloß er mit dem „Tartel“, mit dem Nachschlüssel leicht öffnen kann. Vom Tatort führt ihn der Weg zum Passer und von dort in die Spieße. Wenn er ein internationaler Einbrecher ist, sucht er möglichst rasch die Bahn zu erreichen und in das Ausland zu entkommen, wo er seinen Passer gesichert hat.

Die internationalen Schränker sind die gefährlichsten. Die goldenen Schmuckgegenstände wandern in das Ausland, die dortigen Passer stehen mit Goldarbeitern in Verbindung, die Schmuckstücke werden umgefäßt, aus einer Kravattennadel wird ein Ring, aus Ohrgehängen eine Brosche gemacht, und der frühere Eigentümer, der Bestohlene selbst erkennt die Schmuckstücke nicht wieder, wenn sie ihm in derart veränderter Form zum Kaufe angetragen werden.

Nach der Tat wird der Einbrecher sein „Schränkzeug“, die „Klamoniß“, die Werkzeuge, welche er beim Einbruch verwendet hat, „Kawure legen“, sie an einen sicheren Versteck bringen. Wenn er verhaftet wird, darf man bei ihm weder den „Echeder“, den Dietrich, noch den Jadschabber finden, er wäre dann zu leicht überwiesen.

Die Einbrüche in Geschäftslokale werden jetzt zu meist vom Keller aus, seltener von nebenan befindlichen Lokalen, die leer stehen, unternommen. Nur ein einziges Mal im letzten Jahrzehnt ist ein Einbruch in einen Juwelenladen vom ersten Stockwerke aus verübt worden. Der Täter hieß Jerzabek. Er hat sich vor zehn Uhr abends in ein Haus in der Mariahilferstraße eingeschlichen, hielt sich im Hofe verborgen und schlich dann in das erste Stockwerk des Hauses, in dem eine Tuchniederlage etabliert war. Die Eingangstür zu diesem Geschäfte im

ersten Stocke schnitt er „lewone“, das heißt, er machte ein sichelförmiges Loch, durch das er die Hand durchstecken konnte, dann schob er den Riegel eines Türflügels zurück. Im Geschäfte durchbrach er den Fußboden und dann das Mauerwerk. In das Parterrelokal, in welchem die Juwelenfirma Plazer etabliert war, ließ er sich vom ersten Stocke an einem Stück Tuch herunter, dessen Ende er an der eisernen Kasse des Lokales im ersten Stocke angebunden hatte. Nach der Ausführung des Diebstahles kletterte er an dem Tuae wieder zum ersten Stock empor und verschwand, nachdem das Haustor geöffnet wurde. Einige Tage nachher wurde er in Favoriten verhaftet, als er eines der gestohlenen Schmuckstücke veräußern wollte. Erst während der Untersuchung gab er an, wo er den „Murer“ „Kawure gelegt“ hatte. Er hatte ihn in der Erde vergraben, neben einem Gartenzaune an der Peripherie der Stadt.

### Beim Passer.

Der Wiener Trödler. Sein Laden ist weithin kenntlich in der schmalen Gasse der ehemaligen Vorstadt, denn er hat seine Auslage nicht unter Glas und Rahmen. Die Türfüllung und die Mauer des Hauses dienen ihm zum Ausbreiten seiner Waren und in bunter Unordnung hängen hier alte Kleider und Röcke, Arbeitsgewänder und Hüte Schuhe und Pferdekokzen durcheinander. Er ist der Lieferant für die armen Leute, die sich keine neuen Kleider kaufen können, die mit abgetragenen, geflickten Schuhen vorlieb nehmen müssen. Im Glaskasten hat der Trödler dann noch einige alte Uhren, Silbergegenstände, Eßbesteck, nicht sehr wertvolles Zeug. In dem düsteren Laden liegt und hängt alles kunterbunt durcheinander, ein wüstes



Chaos, in welchem aber der Trödler selbst trefflichen Bescheid weiß.

Der Mann steht vor dem Laden, er beobachtet die Vorübergehenden, er ladet einzelne zur Besichtigung seines Lagers, zum Kaufe ein. Plötzlich fixiert er einen auf dem gegenüberliegenden Trottoir Vorübergehenden. Ein kleines Zeichen mit der Hand, ein Blinzeln mit dem Auge, die beiden haben sich verständigt. Der Trödler geht in seinen Laden zurück, dorthin, wo sich in einem verschlagartigen Raum sein Comptoir befindet.

Die vom Hof hierher führende Tür öffnet sich und der Mann tritt ein, mit welchem der Trödler früher das Zeichen gewechselt hat. Aus dem Trödler ist ein „Passer“, ein Diebshehler geworden; sein Besucher ist ein „Schränker“, ein Einbrecher.

„Ich weiß von einer guten Masematten!“ (Ich habe den Plan für einen erträgnisreichen Einbruch) sagt der Besucher ohne viel Einleitung.

„Gesaffert?“ (Alles ausgekundschaftet) fragt der Passer.

„Alt is?“ (Es ist alles gemacht).

Und dann setzt er ihm den Plan auseinander, wie er sich in das Haus, bevor es abends gesperrt wird, einschleichen, sich im Keller einschließen lassen will, um nach Durchbrechung des Kellergewölbes in den Juwelenladen zu gelangen. Er macht dem Passer früher von den „Masematten“ Mitteilung, um sich zu vergewissern, ob er bei ihm den „Murer“, das gestohlene Gut, „Kawure legen“, verstecken, oder „verpassen“, verkaufen könne. Die beiden sind bald einig, der „Schränker“ verläßt von rückwärts unbeachtet den Laden und der Trödler steht alsbald wieder auf der Straße vor seinem Geschäft, raucht gemächlich an seiner Zigarre, er ist ein ehrfamer Geschäftsmann.

Drei Nächte später klopft es mit drei in verschiedenen

Intervallen aufeinander folgenden Schlägen an die Geschäftstüre des Trödlers. Der Mann öffnet und hereinschlüpft der „Schränker“. Vorsichtig wird die Tür wieder geschlossen. Die beiden begeben sich in den Verschlag, nochmals prüft der „Passer“, ob die Fenstervorhänge gut verschlossen sind, ob niemand hereinklicken kann. Und dann breitet der „Schränker“ den ganzen „Murer“ vor dem „Passer“ aus. Funkelnde Geschmeide, glitzernde Brillanten, Edelsteine in goldener Fassung. Alle die Wertsachen, welche bei dem jüngsten Einbruchsdiebstahle entwendet wurden und deren Verzeichnis und genaue Beschreibung in den polizeilichen Verlautbarungen, in der Zeitung publiziert worden sind.

Und dann geht es an ein Gehandel und Gefeilsche. Der Passer bietet nicht den vom Schränker beanspruchten Preis. Er drückt dessen Forderungen herab, er schätzt den Wert des ihm Angebotenen ganz niedrig ein. Er mißt seinen Vorteil. Er weiß wohl, daß die Angst vor dem Entdecktwerden, die Not und die dumme Geldgier des Verbrechers diesen zum Verschleudern der Wertgegenstände um jeden Preis zwingen. Er erreicht sein Ziel nach vielen Aberredungskünsten, er zahlt ein Schandgeld für die Preziosen und unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln läßt er den Schränker durch die Geschäftstür wieder auf die Straße hinaus.

Das Versteck des Murers, der Ort, an den er die Kawure legt, verrät er selbst dem Schränker nicht und erst nachdem er wieder allein ist, beginnt er mit dem Einräumen des Gekauften. Unter dem Bretterboden des Geschäftes, zwischen der Zimmerdecke und den Eisen-traversen, im Stall und auf dem Dachboden, im Keller und auf dem Kloset, im Ofen und an der Rückseite von Bildern, in den Taschen alter Kleider und im Futter abgetragener Hüte, in Mauselöchern und hohlen Ziegel-

steinen bringt er den Raub unter. Den Verbrecher reut der Handel, er weiß, daß er von dem Trödler übervorteilt, betrogen worden ist, er will sich rächen und durch einen dritten läßt er an die Polizei eine anonyme Anzeige ergehen. Eine Kommission erscheint in dem Laden, die Polizeiorgane durchsuchen alles, der Trödler beteuert, daß er ein armer Teufel, ein ehrlicher Geschäftsmann ist, er spielt den vom Verdacht sehr Gekränkten und die Polizei zieht oft nach vergeblichem Suchen wieder ab.

Nun erst nimmt der Passer die Preziosen wieder hervor. Von Goldarbeitern, mit denen er in Verbindung steht, läßt er die Steine umfassen, aus einer Krawattennadel einen Ring, aus einem Brustknopf eine Brosche herstellen, die Edelsteine kommen wieder in den Handel, niemand, selbst nicht der frühere Eigentümer, erkennt sie als das gestohlene Gut. Sind es Kleider, Seidenstücke, Tuch oder sonstige Effekten, so verkauft sie der Passer an arme Hausierer, welche er durch Kreditgewährung von sich abhängig macht. Das nächtliche Geschäft wirkt viel mehr ab, als der Trödlerladen bei Tag und doch gilt der Trödler als ein ehrfamer Geschäftsmann, dem niemand etwas beweisen, oder nur etwas Schlechtes nachsagen kann.

### In der Spieße.

Hat der „Schränker“ seinen Handel mit dem „Passer“ abgeschlossen, hat er seine „Mariedl“, sein Geld, für den „verpakteten Murer“ erhalten, so geht sein erster Weg in die „Spieße“, zu dem ihm wohlbekannten Wirt, bei dem er Genossen und Mädchen findet, bei dem er den Gewinn seiner Tat verzehrt, der ihm Unterstand gewährt, in dessen Lokal er seiner Leidenschaft für Spiel, Wein und Weib alle Zügel schießen lassen kann.

Weit draußen an der Erdbergerlande ist so eine Spieße, ein armseliges Lokal, schmutzig und schmierig. Die Wände, einstmals weiß getüncht, haben die unbestimmte Farbe von Staub und Rauch angenommen, die Fenster, die niemals gepußt werden, sind dicht verhängt. Die Petroleumlampe, die von der Mitte der Decke herabhängt, verbreitet nur mattes Licht in dem niedrigen, dumpfen Raum; wackelige Stühle, einfache, ungedeckte Tische stehen herum.

Hier ist der Zusammenkunftsort der Verbrecher und ihrer Dirnen, der Schauplatz ihrer Orgien und ihrer Vergnügungen. Rechts in der Ecke sitzt ein Weib mit zwei Männern. Die Schnapsflasche steht auf dem Tisch. Gläser brauchen die drei nicht, sie reichen einander die Flasche von Mund zu Mund. Die Frau ist das Zerrbild alles Weiblichen. Sie ist die Geliebte des älteren Mannes. Sie ist nicht schön, sie kann es gar nicht gewesen sein, aber sie ist geschickt. Sie ist die beste „Sasserin“ (Kundschafterin), die beste „Mauer“ (Auspasserin) für den „Schränker“. Sie führt deshalb auch den Spitznamen „Schränk-Rosa“. Die rote Nase zeugt vom reichlichen Alkoholgenuß, die tiefliegenden Augen, die faltigen Wangen sprechen von wilden Leidenschaften. Die schlechtverwachsene Narbe im Nacken rührt von einem Stich her, den ihr vor Jahren ein Geliebter versetzt hat.

Der ältere Mann beim Tische, ihr gegenwärtiger „Alter“ (Geliebter) ist der richtige Habitus des „Krimbruders“ (Gerichtsbruders). Ein fahles Gesicht, ein stechender Blick, knochige, magere Hände. Die glatt-rasierte Oberlippe läßt erraten, daß er erst kürzlich „losgegangen“, aus der Strafanstalt entlassen worden ist. Sein jüngerer Begleiter ist der Typus des Wiener Strotters, trotz seiner Jugend schon verderbt. Die drei besprechen einen Einbruch, den sie in einer der nächsten

Nächte ausführen wollen. Die „Schränk-Rosa“ erstattet Bericht über die lokalen Verhältnisse und sonstige Einzelheiten, die sie beobachtet hat, als sie als Bettlerin in das Haus kam. Leise wird die Unterhaltung geführt, die anderen Pennbrüder stören die drei nicht.

Bei einem anderen Tische wird gespielt, leidenschaftlich und mißtrauisch, oft mit wüstem Geschrei und Geschimpfe. Wenn der Lärm gar zu arg wird, ermahnt der Wirt die Spieler zur Ruhe, und wie die Kinder auf den strengen Lehrer hören, so befolgen hier die Gäste die Aufforderung des Wirtes, dessen körperliche Kraft sie fürchten, auf dessen Kredit und Verschwiegenheit sie oft angewiesen sind.

Im Hinterzimmer sitzt eine Gesellschaft verkommener Gefellen, weintrunken, laut johlend. Einer von ihnen spielt auf der Ziehharmonika, auf dem „Maurerklavier“, wie sie es nennen. Die anderen singen dazu unflätige Lieder, jagen den Wein durch die Kehle, spaßen mit den Dirnen, die sie auf den Knien schaukeln und lassen den Gastgeber hochleben, dem ein größerer „Handel“ geglückt ist und der den „Krenn“, die Wurzen abgibt.

Der Gastwirt ist hinter den Schanktisch getreten, ein junger Bursche nähert sich ihm und sucht ihm eine Uhr zu verkaufen, die er abends bei einer Haltestelle der Straßenbahn einem Herrn im Gedränge „gezogen“ hat. Der „Spieß“, der Gaunerwirt, macht es ebenso wie der „Passer“, er drückt den Preis, es wird gehandelt und gefeilscht und schließlich gibt der „Sliberer“, der Taschendieb, noch einen goldenen „Strang“, eine Uhrkette, dazu, um das verlangte Geld zu erhalten.

„Zund!“ Verrat! Das eine Wort ist genügend, um die Betrunknen nüchtern zu machen, die Schreier verstummen zu lassen. Erregung und Bewegung kommt über die ganze Gesellschaft. Ein Teil flüchtet durch einen

rückwärtigen, nur diesen Leuten bekannten Ausgang, ein anderer sucht in den Keller zu kommen und nur einzelne, die gegenwärtig nichts von die „Höh“, von der Polizei zu fürchten haben, bleiben ruhig auf ihren Plätzen. Ein Polizeikommissar erscheint, von Wachleuten und Detektives begleitet. Die wenigen in der Spieße zurückgebliebenen Gäste werden perlustriert. Es sind alte Bekannte der „Kiberer“, der Polizeiagenten. Gegenwärtig kann man ihnen nichts anhaben. Man läßt sie ruhig sitzen. Der Beamte spricht noch mit dem Wirt. Er fragt, ob er den „Stein-Franz“ schon lange nicht gesehen habe. Mit der unschuldigsten Miene verneint der Wirt, obwohl der Stein-Franz jener Schränker ist, der die Orgie im Hinterzimmer veranstaltet und der sich jetzt im Bette des Wirtes versteckt hat.

Die Streifung entfernt sich wieder, die Verbrecher kommen wieder aus ihren Verstecken hervor. „Abgeblitzt!“ rufen sie sich gegenseitig zu, zum Hohn auf die Polizei, und bald darauf sind Gelage und Spiel wieder in frohem Gang.

---

### Die Wams.

Die Leute wissen, daß sie für diese Nacht Ruhe haben werden, daß keine Störung mehr eintreten wird, und voll Sorglosigkeit ergeben sie sich dem Vergnügen. Sie achten gar nicht darauf, daß einer aus der „Spieße“ verschwunden ist, daß er auch nicht mehr wiederkehrte, als die „Höh“ wieder abgezogen war.

Der junge Bursche, ein blatternarbiger, rothaariger Mensch mit schielenden Augen und zerfetztem, abgerissenen Gewand, ist unbemerkt auf die Straße geschlüpft und im Nebel sucht er längs der Straße, die sich dem Donau-

kanal entlang zieht, die polizeiliche Kommission. Beim Schein der Laterne sieht er die Helme der Wachleute glitzern. Er eilt dorthin. Den Kommissär will er sprechen, aber allein, ohne Zeugen. Der Beamte tritt mit ihm einige Schritte zur Seite, der Nebel verdeckt sie den Blicken der anderen.

„Was gibt's denn, Rotfuchs?“ fragt der Beamte den ihm Wohlbekannten.

„I hätt' 'was zum wamsen (anzugeben)! Sie wollen den Stein-Franz verschütten (verhaften)! I wüßt, wo er stockt (hauft)!“

„Warum willst du es denn zünden (angeben)!“ fragt der Beamte mißtrauisch, da er eine Falle fürchtet, in die ihn der Strolch locken will.

„I hab' mit ihm noch an alte Rechnung auszutragen, weil er mir meine Alte verrissen (meine Geliebte abspenstig gemacht) hat. Jetzt hat er an Schrank g'stürzt (Einbruch verübt), i hab' ihn bitt', er soll mir zwa Krumpe (zehn Gulden) für a neue Schal'n (Gewand) geben, aber er hat mir ane g'riebe (Ohrfeige gegeben). Deshalb verwam' ich ihn.“

Der Beamte wußte aber, daß Rache nicht das einzige Motiv des Verrates sei, daß der Rotfuchs auch etwas dafür haben wolle, und er fragte ihn darum.

„No, mir reiben (geben) S' halt an Dreier (drei Gulden) und richten S' mir, daß i, wenn i das nächste Mal einhupf (arretiert werde), net das Weisl (Ausweisung aus dem Polizeirayon) krieg!“

Der Beamte sagte dies zu und der Rotfuchs setzte seine Angaben fort: „Der Stein-Franz ist jetzt stranzenskat (unterstandslos). Er ist aber jetzt, wie jeden Abend, in der Spieße, und wenn S' noch einmal vorsichtig umkehren, können S' ihn dort verschütten. Er sitzt im Hinterzimmer, und wenn die Straf kommt, versteckt er

sich im Bett vom Wirt oder in der Golemische (Wagendach) im Hof. Den Murer hat er zum Teil schon verpaßt, den andern Teil hat er in Unter-Mokum (untere Stadt) Kawure gelegt (versteckt).“

Der Polizeikommissär traf sofort seine Verfügung. Ein Teil der Wache und ein Detektivinspektor wurden nochmals zur Spieße zurückbeordert und dort nahmen sie tatsächlich den Stein-Franz fest, der wirklich Franz Thanhäuser heißt und nur wegen seiner vielen Vorstrafen, die er im Zuchthause Stein abgebüßt hatte, den Spitznamen Stein-Franzel erhalten hat. Der Beamte selbst begab sich mit einigen Agenten unter der Führung des Rotfuchs, der die Wams gemacht hatte, zu dem Versteck der gestohlenen Wertgegenstände.

### In der Unterwelt.

Der Beamte, die Detektives und der Verräter wandern dem Donaukanal entlang, bis zur Sophienbrücke, in deren Nähe ein kleiner turmartiger Bau den Einstiegschacht zum Sammelkanal der Stadt zeigt. Unterwegs fragt der Beamte seinen Begleiter, ob er die Stelle sofort wiederfinden würde, an welcher der „Murer“ liegt.

„Den Platz selbst weiß ich nicht. Aber da unten pfeift (schläft) eine Platten (Gesellschaft), zu welcher auch der g'flickte Pepi (blatternarbige Josef) gehört. Der weiß sicher alles und der legt bald etwas nieder (gesteht bald ein)!“

Mit einer „Tartel“ (Sperrhaken) öffnet der Rotfuchs den Eingang zum Einstiegschacht. Über die schmale Wendeltreppe führt der Weg abwärts in die Tiefe. Unten betritt man eine breite Straße, mit einem Rinnsal in der Mitte, Trottoirs zu beiden Seiten, von einem festgefügtten Ziegelbau überwölbt. In den Gängen, die mehr



als mannshoch sind, kann man bequem aufrecht gehen. Von hier aus läuft ein weitverzweigtes Geäder von Straßen und Gassen, ein Gewirr von Redouten und Schächten. Das ist eine Stadt für sich, eine Anlage parallel mit der der Oberwelt, nur die Häuser fehlen. Ein warmer Dunst, Moderluft schlägt den Eindringenden entgegen, je tiefer sie hinabsteigen. Hier ist das Asyl vieler Verbrecher, der Schlupfwinkel zahlreicher Obdachloser, die sich hierher flüchten, wenn sie verfolgt sind und ihre Diebsbeute hier unterbringen. Das Kanalsystem der Stadt mit seinem weitverzweigten Geäste, dessen Ausläufer sich unter jeder Gasse, zu dem Fundamente eines jeden Hauses hinziehen, ist ein großes Freiquartier für jene, die mit den Gesezen in ewiger Fehde leben, und alle Versuche zur Delogierung dieser ungebetenen Gäste sind erfolglos geblieben. Sie haufen hier unten beinahe unbehelligt, sie haben hier, zu kleinen Trupps vereinigt, ihre ständigen Nachtquartiere. Die Beute heben einfach das Kanalgitter in irgend einer menschenleeren Straße auf und klettern durch den Kamin über die im Mauerwerk eingefügten Steigeisen hinunter, ihrer Schlafstelle zu.

Hierher in diese Unterwelt führt der Rotfuchs die Polizeiorgane. Sie schreiten den breiten Sammelkanal entlang. An den Seiten bemerkt man Abzweigungen, welche zu den Bezirks- und Straßenkanälen führen. In die tiefe Finsternis eines dieser Straßenkanäle hinein führt der Weg. Die kleine Laterne in der Hand eines Detektives verbreitet mit ihrem rötlichen, den Dunstkreis kaum durchbrechenden Licht nur einen trüben, ungewissen Schimmer. Von dem warmfeuchten Mauerwerk rieselt Wasser nieder, Ratten huschen über den Weg; wenn man sich einem Kamine nähert, in dessen Höhe das Kanalgitter im Trottoir eingefügt ist, hört man den Odem der Großstadt hier unten in der Tiefe verklingen. Wie

Summen und Surren hört sich das hastige Getriebe an, der Straßenlärm, der Wagenverkehr, das Gebimmel der Elektrischen. Je weiter man sich von dem Kamine wieder entfernt, desto weniger vernehmlich wird das Geräusch, bis es ganz er stirbt, bis es stille wird, wie in einem Grabe.

Bei der Biegung um eine Ecke sieht die Kommission ferne die Strahlen elektrischer Lichter. Beim Ausblitzen des Lichtes zieht sich der Rotfuchs sofort wieder hinter die schützende Ecke zurück und hierher folgen ihm auch der Beamte mit seinen Agenten.

„Das ist der Schlupf (Unterstand) vom g'lickten Pepi, dort stockt er mit seiner Platten!“

Der Kommissär braucht nicht mehr zu wissen. Er zahlt dem Wagabunden den zugesagten Verräterlohn aus. Der Rotfuchs hält sich hinter der Mauerecke versteckt, er will abwarten, welchen Ausgang die Expedition nehmen werde. Langsam und vorsichtig, Kagen gleich behende und geräuschlos vorwärts gleitend, nähern sich der Beamte und die Detektives dem Ende des Ganges, der sich hier zu einer kleinen Redoute erweitert. Hier sitzen und liegen etwa zehn Verbrecher auf Koken und Deckenseken und sonstigem gestohlenen Zeug zusammen und erzählen sich ihre Tageserlebnisse. So vorsichtig sich die polizeilichen Organe aber auch nähern, das geschärfte Gehör der Verbrecher hat doch das verdächtige Geräusch vernommen. Die Leute haben sich früher das elektrische Licht aufgedreht, um Beleuchtung in ihrem Nachtquartiere zu haben. Plötzlich wird es finster, tiefe Schatten umgeben die kleine Patrouille, das Lichtchen in der Hand des Detektives genügt kaum, um die allernächste Umgebung zu erhellen, und in der Finsternis hört man die eilenden Schritte der nach allen Seiten Flüchtenden. An eine Verfolgung ist da nicht mehr zu denken. Die Leute, die

sich in dem unterirdischen Wien besser orientieren als die Polizeiagenten, sind in den Seitengassen und Kanälchen verschwunden, man hört noch ihren raschen Lauf, dann verhallen ihre Schritte, bis man nichts mehr hört, bis wieder tiefe Grabesstille die Kommission umfängt. Dann plötzlich ertönt ein langgezogener Pfiff, der in dem niederen Gewölbe einen vielfachen Widerhall findet, ein zweiter Pfiff und ein dritter folgen, das Signal wird weiter gegeben, von Kanal zu Kanal, bis hinaus an die Peripherie der Stadt. Die Gäste des Hotel „Unter Wien“ sind gewarnt, sie wissen, daß Polizei die Kanäle heimgesucht hat.

Die Kommission kann nicht mehr tun, als die Schlafstelle der Platte, die man aufgestöbert hat, durchsuchen. Die Kojenreste und die Fegen werden umgekehrt, das verfaulte Stroh wird durchwühlt, aber man findet nichts, was für den vorliegenden Fall von Interesse wäre. Ein Notizbuch, das einer der Verbrecher im Stroh versteckt oder auf der raschen Flucht vergessen, verloren hat, ist die einzige Ausbeute. Der Rückzug wird angetreten. Nur schwer findet sich der Beamte mit seinen Hilfsorganen zurecht und erst nach längerem Umherirren gelangen sie zum Aufstiegschacht, der auf den Karlsplatz führt, aus der Welt des Elends und des Verbrechens in das vornehme, moderne Wien.

### Der Slichenerzinken.

Der Rotfuchs war seit dieser Expedition verschollen. Die Beamten der Kriminalpolizei hörten nichts mehr von ihm, die Polizeiagenten konnten über ihn nichts mehr in Erfahrung bringen. Einige Wochen nachher meldete sich bei der Polizei ein Kaufmann mit der Anzeige, daß ihm seine Geldbörse, die wohl nicht viel enthalten hatte, ge-

stohlen worden sei. Abends war er auf dem Heimwege von seinem Geschäfte in der Mariahilferstraße vor einem Auslagefenster stehen geblieben, und in dem hier herrschenden Gedränge mußte der Diebstahl verübt worden sein. Ein Mensch, der knapp neben ihm gestanden war, sei ihm verdächtig.

Der Anzeiger wurde in das Verbrecheralbum geführt. Ein großer Raum mit bis zur Decke reichenden Regalen. Auf der einen Seite die Bilder der bereits bestrafte Verbrecher nach dem Alphabet der Namen geordnet, die Regale der anderen Seite sind nach den Kategorien des Verbrechens eingeteilt. Die Bilder von Hochstaplern und Falschspielern, Betrügnern und Mädchenhändlern, Bodeneinbrechern und Telephondrahtdieben sind hier nach ihrer Spezialität geordnet und in je einem Regal verwahrt.

„Eliherer!“ (Taschendiebe), sagte der Polizeibeamte, welcher den Anzeiger begleitete, einfach zu einem der Hilfsbeamten im Verbrecheralbum.

„Männlich?“ fragte dieser.

Auf die bejahende Antwort zog er dann das Kartensfach heraus, auf dessen Außenseite man lesen konnte: „Taschendiebe, männlich.“ Die Personbeschreibung, welche der Bestohlene geben konnte, war nur eine sehr mangelhafte. Er konnte sich nur erinnern, daß der Mann mittelgroß, mager und rothaarig war. Auffällig war an ihm eine rote Narbe, die quer über seine Wange lief.

„Der Rotfuchs!“ sagten der Beamte und der Kanzlist des Verbrecheralbums beinahe gleichzeitig. Die Photographie wurde herausgesucht und dem Anzeiger vorgelegt. „Eine Ähnlichkeit ist vorhanden!“ erwiderte dieser. „Der Mann hatte aber eine vernarbte Wunde an der Wange!“ Im Register wurden jene Taschendiebe nachgeschlagen, die besondere Merkmale, Narben oder Mutter-

male hatten. Auch diese Bilder wurden dem Bestohlenen vorgewiesen, er erkannte aber in keiner der Photographien den Verdächtigen.

„Es bleibt also nur der Rotfuchs!“ sagte der Polizist. Die Personbeschreibung des Diebes mit dem Narbmal auf der Wange wurde telegraphisch allen Wachtstuben und Wachposten bekannt gegeben. Polizeiagenten von der Diebsfänger-Brigade wurden beauftragt, nach dem Manne zu forschen und hauptsächlich Tramwayhaltestellen, Geschäftsauslagen und die anderen Orte zu beobachten, an denen größeres Gedränge herrscht. Nach einiger Zeit gelang es, den Gesuchten zu eruieren, er hatte die von dem Bestohlenen angegebene Narbe an der Wange. Bei dem Verhöre wurde er auch über die Ursache dieser Verletzung befragt.

„Ja, leider!“ sagte er. „Ein Slichenerzink!“ (Verräterzeichen). Und dann erzählte er, daß ihm der damalige Verrat an dem „Stein-Franz“ übel bekommen sei. Durch irgend einen Zufall hatten es seine Genossen erfahren und als er eines Abends in den Kanal absteigen wollte, um sein Nachtlager aufzusuchen, wurde er von zwei Leuten überfallen, die ihm den Messerschnitt in die Wange als Denkzettel für den Verrat beigebracht hatten. Ein Zigeuner, der auch in den Kanälen wohnt, heilte ihn wieder, aber die Narbe verging nicht mehr. Es war ein ewiger Slichenerzink, die Narbe warnt die Genossen vor ihm, sie sagt ihnen, daß der Rotfuchs ein Verräter sei.

### Die Manschette als Verräterin.

Eine ganz eigenartige Einbrecherspezialität war der Wiener Kommiss Gröschl. Während des Sommers 1893 nahmen die Einbruchsdiebstähle in Wien in erschreckender

Weise zu, besonders in den Wohnungen, die leerstanden, weil die Parteien auf Sommerfrische waren. Von der Gasse aus konnte der Einbrecher an den mit Papier verhängten Fenstern, an den stets herabgelassenen Rouleaus leicht erkennen, welche Hausparteien auf dem Lande weilten, in welchen Wohnungen er keine Störung zu befürchten hatte und die Entdeckung der Einbrüche auf längere Zeit hinausgeschoben war. Diese Wohnungen waren sein Operationsfeld. Er durchschnitt die Türfüllungen, was keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Bei den modernen Türen sind die Füllungen in das Holz der Tür in Scharnieren eingeschoben und an diesen Scharnierstellen ist das Holz am dünnsten. Nachdem er das Geviert einer solchen Türfüllung ausgeschnitten hatte, kroch er durch die Öffnung in das Vorzimmer, legte das ausgeschnittene Holzstück sofort wieder in die Scharniere ein und verstrich die Schnittstellen mit Farbe. In der Wohnung stahl er, was ihm in die Hände fiel und entfernte sich dann wieder unbetmerkt.

Die Beamten der Sicherheitspolizei waren in Ver zweiflung. Trotz aller Mühe gelang es nicht, den gefährlichen Schränker zu eruiieren. Es war ziemlich sicher, daß er kein zünftiger Verbrecher war, daß er noch nicht in Strafanstalten interniert gewesen ist, denn es fehlten die Anzeichen des sonst solchen Verbrechern anhaftenden Aberglaubens. Die meisten von ihnen lassen irgend einen Gegenstand, der ihr Eigentum war, auf dem Tatorte zurück und glauben dann, daß sie nicht als die Täter eruiert werden. Zumeist verrichten die Einbrecher ihre Notdurft am Orte der Tat, decken die Exkremeute mit dem Taschentuche oder mit einem Papier zu und glauben dann unentdeckt zu bleiben, wenn sie mit der Tat fertig sind, solange sich der Kot warm erhält. Nichts dergleichen fand man aber in den erbrochenen Wohnungen vor.

Alle Nachforschungen nach dem Täter blieben ohne Erfolg. Fast jede Woche wurden neue Einbruchsdiebstähle angezeigt, die Schadenssumme wuchs beunruhigend und der Einbrecher wurde so kühn, daß er in einer der erbrochenen Wohnungen den ganzen Sonntag verblieb und auch dort übernachtete.

Bei einem dieser Einbruchdiebstähle fand man auf dem Tatorte eine Manschette vor. Sie genügte, um dank der Energie und Tüchtigkeit des Chefs des Wiener Sicherheitsbureau, Polizeirat Stukart, den Täter zu eruiieren. Die Manschette hatte an ihrer Innenseite das Merkzeichen der Puzerei und ein Polizeiaгент ging von Waschanstalt zu Waschanstalt, durch alle Gassen und Gäßchen Wiens, bis er festgestellt hatte, in welcher Puzerei dieses Wäsche-merkzeichen verwendet wurde. Hier erfuhr er auch, wessen Wäsche mit dieser Nummer versehen wurde. Der Kommiss Gröschl wurde dadurch verhaftet, er war der Täter.

Gröschl war in einem Geschäft angestellt, man hielt ihn für einen ehrlichen, anständigen Menschen, seine Chefs stellten ihm das beste Zeugnis aus. Stets war er um zehn Uhr abends zuhause. Dies gilt in Wien als ein Zeichen besonderer Anständigkeit und Solidität. Die Einbruchsdiebstähle verübte er eben nur in der Mittagspause. Seine Absicht war, durch diese Verbrechen eine genügend große Summe zu erwerben, um seine Braut heiraten und sich selbständig etablieren zu können. Der Urteilspruch über ihn konnte nicht gefällt werden. Als er im Landesgerichte zu einem Verhör geführt wurde, stürzte er sich kopfüber vom dritten Stockwerke in das Stiegenhaus hinab und war sofort tot. Seither ist das Stiegengeländer im Gefangenhaustrakt des Wiener Landgerichtes mit einem hohen Gitter versehen, um einen derartigen Selbstmord zu verhindern.

### Die Einbrecher im Frack.

Im „Café Edison“ auf dem Wiener Franz Josefskai fand sich vor einigen Jahren an jedem Nachmittage eine elegante Gesellschaft ein; drei Personen, die auf das beste gekleidet waren, vornehm auftraten und sich dort stundenlang beim Kartenspiel gemütlich unterhielten. Fast täglich war ihr ständiger „Kiebitz“ bei der Partie ein Detektivinspektor, der als sehr tüchtig in seinem Fache galt. Wer die eleganten Leute waren, wußte man nicht recht. Persische Edelsteinhändler hieß es; niemand kümmerte sich weiter um deren Erwerb.

Zur selben Zeit wurden in Wien und zwar meist im ersten Bezirke auffallend viele Einbruchsdiebstähle in großen Geschäftshäusern verübt. Große Summen fielen den Dieben in die Hände. Die Polizei ließ zur Nachtzeit große Streifungen in den Straßen veranstalten, den Gewölbewächtern wurde genaueste Aufmerksamkeit eingeschärft und wie überall, so bildeten auch an dem Spieltische im Café Edison diese Einbruchsdiebstähle oft den Gesprächstoff. Der Detektive erzählte den „persischen Edelsteinhändlern“ von den Vorkehrungen der Polizei, von den Streifungen, welchen Gassen und welchen Geschäften die Hauptaufmerksamkeit zugewendet werde.

Abends konnte man die drei fremden Herren im Frack bei der Vorstellung des Operntheaters, dann in einem vornehmen Restaurant sehen. Wo sie von dort aus hingingen, erfuhr man erst viel später, als sie verhaftet wurden. Diese drei eleganten Herren, die so sicher auftraten, die mit dem Detektive auf bestem Fuße standen, waren die langgesuchten Kasseneinbrecher, welche die großen Geschäfte in der inneren Stadt so lange Zeit hindurch ausgeplündert haben. Es war eine internationale Kompagnie, deren Chefs die Griechen Perikles Affendakis und Papa-



costa waren, und welcher mehrere Serben und Italiener angehörten. Ihr Verkehr mit dem Detektive war für sie von großem Vorteil, weil er ihnen selbst, wenn auch unbewußt, verriet, in welchen Nächten und an welchen Orten Streifungen vorgenommen würden. Sie verübten ihre kühnen Einbruchsdiebstähle aber nicht nur in Wien, sondern haben auch „Geschäftsreisen“ nach Triest, Budapest, Prag und Brünn unternommen.

Ihre Werkzeuge waren eine Sehenswürdigkeit an eleganter Ausführung und Präzision. Sie bildeten ein ganzes Arsenal an Einbruchswerkzeugen und werden noch heute im Wiener Polizeimuseum aufbewahrt. Bei Tag spielten sie elegante Lebemänner, Affendakis hatte sich sogar in Wien mit einem Mädchen aus angesehenem Bürgerhause verlobt; nach Mitternacht gingen sie ihrem Handwerke, dem Einbruch nach.

### Der wahnsinnige Kirchendieb.

Oft hört man von aufsehenerregenden Einbruchsdiebstählen in Museen oder in Kirchen und man wäre veranlaßt anzunehmen, daß diese Einbrecher eine eigene Spezialität bilden. Dem ist jedoch nicht so. Das Museum und die Kirche mit ihren Kunstschätzen sind für den Einbrecher ungefähr dasselbe, wie Juwelenläden, und er trachtet, sich in den Besitz des einen oder des anderen ihm wertvoll erscheinenden Gegenstandes zu setzen. Oft kennt er nicht einmal den großen Wert des Gestohlenen. So wurde beispielsweise aus dem Wiener Hofmuseum vor wenigen Jahren das Schwert des oberösterreichischen Bauernführers Stefan Fadinger entwendet und der Dieb veräußerte dasselbe für ein Spottgeld an einen Trödler. Drei andere Verbrecher wieder haben aus der Wiener

Universitätssternwarte verschiedene Instrumente entwendet, die einen Wert von 25 000 Kronen repräsentierten und verkauften ihre Beute, in Unkenntnis ihres Wertes, als Metall an einen Eisenwarenhändler für 19 Kronen. Im Heeresmuseum des Wiener Arsenalles verschwand vor einigen Jahren der sehr wertvolle, mit prächtigen Edelsteinen besetzte Marschallstab Radezkys auf rätselhafte Weise aus der Vitrine und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

In der Stefanskirche hat sich vor wenigen Jahren ein Einbrecher einschließen lassen, hielt sich in einem Beichtstuhl verborgen und stahl während der Nacht die mit vielen Tausenden bewerteten Edelsteine, welche das Altarbild schmückten. Am frühen Morgen, nachdem die Kirche geöffnet worden war, entkam der Täter mit seiner Beute und wurde nicht mehr eruiert.

Im allgemeinen pflegt die Wiener Polizei sofort nach dem Bekanntwerden eines Kircheneinbruches nach Franz Werdau zu forschen. Werdau ist ein etwa 35jähriger Mensch. Er ist aus guter Familie, hat eine sorgfältige Erziehung genossen, seinen Eltern jedoch durch schlimme Streiche vielen Kummer bereitet. Seine Spezialität waren Kirchendiebstähle. Er begann als Opferstockdieb, indem er die in den Kirchen aufgestellten Opferstöcke erbrach und entleerte, oder das Geld mit Leimruten aus den Opferstöcken hervorholte. Später entwendete er aus Kirchen goldene Kelche, silberne Armleuchter und andere Gegenstände von Wert.

Oft wurde er verhaftet und zu Arreststrafen verurteilt, bis man erkannte, daß er wahnsinnig sei und ihn einer Irrenanstalt übergab. Mit seltenem Raffinement vermochte Werdau zu wiederholten Malen seine Wärter zu täuschen und aus der Heilanstalt zu entkommen. Stets tauchte er dann wenige Tage nachher in Wien auf und

verübte hier einen auffeherregenden Einbruch in einer Kirche. Die Sicherheitspolizei fragte nach derartigen Einbrüchen telegraphisch bei der Leitung der betreffenden Irrenanstalt an; die Antwortsdepesche bestätigte die Vermutung, daß Werdau entkommen, daß er der Täter war. Man eruierte ihn wieder, übergab ihn wieder der Heilanstalt.

Bei den Verhören machte Werdau keinen ungünstigen Eindruck. Er hat sympathische Gesichtszüge, der blondlockige Kopf sieht eher wie der eines jungen Künstlers aus. Werdau drückte sich bei den Verhandlungen stets sehr gewählt aus und verwahrte sich bei den Verhören energisch dagegen, für einen Wahnsinnigen gehalten zu werden. Er wollte lieber in die Strafanstalt, als in das Irrenhaus kommen und wußte dafür sehr scharfsinnig zu plaidieren. Jetzt ist er seit Jahren wieder in der Irrenanstalt und wird dort natürlich mit aller Vorsicht bewacht.